

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Band: 4 (1920)
Heft: 11-12

Buchbesprechung: Vom Büchertisch

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wesen, wird Bohnenblust nicht bestreiten wollen, daß damit dieser Haß zur amtlich anerkannten Macht wurde, auch nicht, und den Nachsatz Blochers: „Wir freuen uns, daß in keiner Stadt der deutschen Schweiz etwas Derartiges auch nur denkbar wäre“, den hat er nicht nachgedruckt. Dafür wiederholt er nochmals den Satz: „Wir sind geschlagen . . .“ und spielt dann den Naiven: „Wo in aller Welt sind wir denn geschlagen? Sind wir nicht sozusagen Schweizer?“ Er kann sich diese scheinbare Naivität gestatten; denn den vorausgehenden Hinweis des Verfassers, daß er hier „über unsere Landesgrenzen“ hinaus blicke, den hat er weislich übersprungen. Es ist unmittelbar vorher von der deutschen Sprache die Rede, und das „wir“ heißt hier nicht „wir Deutschschweizer“, sondern „wir Deutschsprechende“, aber das darf sein gläubiger Zuhörer und Leser auch nicht erfahren. Daß endlich R. F. Meyer „Genf als seine wahre geistige Heimat“ bezeichnet hat, ist ja schon richtig, aber in diesem Zusammenhang irreführend; anderswo (1885) schreibt dieser „Meyer de Genève“ voller Begeisterung: „Und die Deutschen oder wir Deutsche sollen unzweifelhaft ein großes Volk werden.“ Auf Bohnenblusts schlau-naive Frage: „Sind wir nicht sozusagen Schweizer?“ würde Meyer also antworten: „Sind wir nicht sozusagen Deutsche?“ Sollen wir etwa gar noch Gottfried Keller anführen, der einmal den Gedanken geäußert, die Schweiz könnte vielleicht wieder einmal „zum Reiche zurückkehren“, der das Bedürfnis fühlte, „Schweizer und Deutscher sein zu dürfen“. Mit einzelnen Aussprüchen kann man so ziemlich alles „beweisen“, wenn man gerade einen „Effekt“ machen will (auch wir vom Sprachverein brauchen manchmal dieses Fremdwort; denn es ist geeignet, eine weniger edle, mehr äußerliche Wirkung zu bezeichnen).

Stellen wir uns den Fall einmal umgekehrt vor: Deutschland hätte gesiegt, wie es zuzeiten den Anschein hatte — hätte dann nicht ein Welscher, z. B. Seippel, die Worte Blochers aufs Französische anwenden können, und hätte Bohnenblust das dann auch ein kindliches Vergnügen, eine Bemühung von fraglichem Geschmacke und ein Unrecht genannt? Jedenfalls wäre es keinem vom Sprachverein eingefallen, darüber zu spotten.

Es ist ja sicher ganz gut, wenn die R. S. G., um bei Bohnenblusts Bilde zu bleiben, ihre Posten am alten Graben stehen läßt und dafür sorgt, daß er nicht immer wieder aufgerissen oder, wenn schon, doch immer wieder zugeschüttet werde; der Deutschschweizerische Sprachverein will mit seinem jährlich wiederkehrenden Berichte über „Deutsch und Welsch“ nur dafür sorgen, daß der Graben nicht ausschließlich auf Kosten der deutschen Schweiz zugeschüttet werde, im übrigen hat er seine Posten anderswo, d. h. er hat eine andere Aufgabe: er sorgt, daß der Zusammenhang mit dem großen deutschen Sprach- und Kulturgebiet nicht unterbrochen werde. Beide Aufgaben können recht wohl nebeneinander bestehen; bei den Lösungsversuchen mögen auf beiden Seiten Uebertreibungen vorkommen; darüber den andern gesamthaft zu verkennen und sich ihm als den „einzig richtigen“ hinzustellen, ist Pharisäerart.

Zur Schriftfrage.

Es gilt gewöhnlich als ausgemacht, daß der Freund der deutschen Sprache auch Freund der deutschen Druck- und Schreibbuchstaben sein müsse. Das trifft bei mir jedenfalls nicht zu. Ich ziehe die Altschrift der Eckschrift vor.

Was zur Verteidigung der Eckschrift angeführt wird, ist meist nicht stichhaltig:

1. Der Name „deutsche Schrift“ ist insofern irreführend, als diese Schrift nicht besondern deutschen Ursprung aufweist. Zu einer Zeit, wo sich die meisten andern Völker von der Mönchsschrift zurückfanden zur ursprünglichen Buchstabenform, war das deutsche Volk so zerrissen, daß es sich nicht auch dazu aufraffen konnte. Jener selben Zeit verdanken wir ja auch unsere verworrene Rechtschreibung.

2. Die Eckschrift hat sich nicht der deutschen Sprache angepaßt, sondern höchstens der deutschen Rechtschreibung, sonst wäre sie z. B. fähig gewesen, für die Laute ch und sch eigene Buchstaben zu bilden. Die deutsche Rechtschreibung ist aber nicht besonders schutz- und erhaltungswürdig.

3. Auch die Altschrift gestattet persönliche Ausprägung der Schrift. Auch die Altschrift ist entwicklungsfähig, wenn man sie sich entwickeln lassen will.

Als besondere Vorteile der Altschrift lassen sich anführen:

1. Der deutschsprechende Schüler braucht nur eine Schrift zu erlernen und gewinnt Zeit für andere Dinge, vornehmlich deutsche Sprachkunde.

2. Die deutsche Sprache wird Fremden leichter zugänglich, wenn sie nicht vorerst eine neue Schrift bewältigen müssen. Das ist zweifellos für das Ansehen und die Verbreitung des Deutschtums von Bedeutung.

Warum sollen wir an etwas festhalten in der Meinung, es sei etwas ausgeprägt Deutsches, wohingegen es, genau betrachtet, nur ein Stück deutscher Rückständigkeit ist, das unserem Bildungswesen und der Geltung unserer Sprache schon viel geschadet hat und vielleicht noch viel Schaden wird.

Dr. Karl Löw.

Vom Büchertisch.

Deutsche Sprachschule für Berner von Otto von Greperz und Dietland Studer. Volksschulausgabe (4. Aufl.). Bern, A. Francke.

„Sprachschule“, wie sich das schon ganz anders anhört, herzhafter und schaffensfroher als das alte, dürchholzige „Grammatik“. Man sieht dabei die zwei oder drei Duzend Bubenaugenpaare ordentlich unternehmend blitzen, entschlossen, auch noch die hintersten Sprachgeheimnisse zu durchdringen.

An der uns vorliegenden nagelneuen Volksschulausgabe dieser deutschen Sprachschule wäre vorab die Einschränkung in der Ueberschrift („für Berner“) zu bemängeln. Denn wie langjährige Erfahrung gezeigt hat, bringt sie nicht nur den auf Müngers Umschlagbild so überzeugend eifrig geschilderten jungen „Mützen“, sondern auch heranwachsenden Helvetiern anderer Kantone Nutzen und erst noch Vergnügen. Mag sein, daß etwa Basler oder Zürcher Schüler dem „urchigen“ Berndeutsch ab und zu einmal ratlos gegenüberstehen. Aber die Nachbargebiete rund ums Bernerland könnten ohne wesentliche Schwierigkeit durchkommen und sollten es auf jeden Fall versuchen. Dies gar nicht einmal deshalb, weil die Sprachschule sich in ihrer Heimat nun als verbindliches Lehrmittel durchgesetzt hat, sondern weil diese Neubearbeitung der frühern „Vorstufe“ ein ganz prächtiges, lustiges und überdies von der ersten bis zur letzten Seite wohl durchdachtes Lernbuch geworden ist. Es war ein glücklicher Gedanke, die echt kindertümlichen und immer anregenden Auffächchen, die Dietland Studer zusammengestellt hatte, gerade in die Sprachübungen hinein-zuziehen, die sich nun vergnüglich unterhaltsam, fast wie „Geschichten“ anhören. Daß ein Lesebuch nicht unbedingt sterbenslangweilig zu sein braucht, ist endlich allgemeiner Einsicht zugänglich geworden. Aber warum soll denn eine

Grammatik durchaus knorrenfahl und trocken sein? Es geht wirklich auch auf diesem Gebiet anders, die Sprachschule von Otto von Greyerz ist der gelungene Beweis dafür.

Das wollen wir aber ja nicht zu sagen vergessen, weil es die grämlichst genau gepuzten Zweifelsbrillen gewinnen muß: Es ist staunenswert, wieviel kostbarer Wissensstoff in das schmale Büchlein hineingearbeitet wurde. Einzig dem eingeweihten Lehrerauge verraten es die Kapitelüberschriften, über die das junge Volk mit nie versagender Sicherheit blindlings hinwegstolpert, was — auch wieder nichts schadet. Und selbst die getreuesten Kämpen der alten Schule wird es versöhnlich stimmen, wenn sie sehen, daß der übrigens bewährte Grundsatz „Keine Regeln, sondern Übungen!“ nicht steifnackig durchgeführt, daß vielmehr da und dort ein Zipfelchen Systematik ruhig mitgenommen wird. Wie geschickt da beispielsweise die Wortarten in die jugendlichen Krausköpfe hineingeschmuggelt und -geschmeichelt werden, muß auf manchen feuzergewohnten Lehrermund ein Schmunzeln locken. Ueberhaupt sind durch das ganze Buch pädagogisch einfach köstliche Übungen zu finden. Aber wir wollen keine Entdeckerfreude schmälern, so gerne wir auf diese und jene Seite besonders hinweisen möchten.

Auch den nicht lehrend tätigen Freund der Muttersprache wird es freuen zu hören oder lieber: zu sehen, wie gerade durch beharrliches Gegenüberstellen von Mundart und Schriftsprache schon den Jungen erstaunte Ehrfurcht vor unserm Schweizerdeutsch beigebracht wird. Dazu hilft nicht wenig der sorgsam ausgewählte, höchst kurzweilige Anhang von mundartlichen Stücken zum freien Nacherzählen. Ja, wir können uns vorstellen, daß auch Erwachsene, die nicht im Unterrichtsbetrieb drin stecken, das Buch mit Vergnügen durchblättern werden — selbst wenn sie's wirklich nicht nötig haben.

Wir Lehrer aber dürfen uns freuen auf die neue Ausgabe der vollständigen Sprachschule, die Otto von Greyerz eben auf dem Arbeitstisch liegen hat. U. B.

Zur Schweizerdeutschen Amtssprache. Von Dr. J. Hugentobler. (Abhandlungen der Gesellschaft für deutsche Sprache und Literatur in Zürich XII.) Verlag Rascher & Cie., 61 Seiten, Preis Fr. 2. 50.

Diese Schrift (beiläufig gesagt: eines unserer Mitglieder) ist als Doktorarbeit entstanden, unterscheidet sich aber von den meisten solcher Arbeiten dadurch, daß sie bei aller Wissenschaftlichkeit auch für weitere Kreise anziehend und verständlich ist. Besonders sei sie allen unsern Beamten empfohlen, aber auch unserer Volksschullehrerschaft, die ja auf die Sprachform der breiteren Beamten schichten ihren Einfluß ausüben kann. Der Verfasser hat viele Jahre im Kanzleidienste der schweizerischen Postverwaltung gestanden und da nicht bloß die Amtssprache selbst kennen gelernt, sondern auch die geistig-seelischen Bedingungen, unter denen ihre Eigentümlichkeiten entstanden sind; diese Bedingungen werden hier wissenschaftlich festgestellt und geordnet. Als Grundlage dienen die Jahrgänge 1912 und 1913 des Bundesblattes, also das geschriebene Deutsch der Beamten in den Schreibstuben der schweizerischen Bundesbehörden. Dem wissenschaftlichen Zweck seiner Arbeit gemäß will der Verfasser die Besonderheiten nur feststellen, nicht auf gut und böse hin beurteilen oder verurteilen, zum Glück aber ist sein sprachliches Gewissen doch so stark und sein Blut doch so warm, daß er diesen braven Vorschlag gelegentlich einmal vergißt.

Es ist eigentlich merkwürdig, daß wir in der Schweiz ein Amtsdeutsch haben, obschon wir einen abgeschlossenen Beamtenstand nicht kennen; die Eigentümlichkeiten müssen

also nicht im Beamten liegen, sondern in seiner Aufgabe, dem Staatsdienste. Sehr klar wird hier zunächst nachgewiesen, wie alle amtlichen Sprachbesonderheiten zurückgehen auf die beiden Grundgedanken des Staatswesens: Gemeinschaft und Hoheit. Auf der Gemeinschaftlichkeit beruht das Unpersönliche des Amtsstils, besonders die Vorliebe für die Leideform des Zeitworts („dem Kanton X. werden Bundesbeiträge zugesichert“ statt: der Bundesrat sichert . . . zu; „die Abstimmung ist von uns auf Sonntag den 4. Mai angefertigt worden“ statt: wir haben . . . angefertigt). Auch die Formeln für persönliche Zurückhaltung gehören hieher („unseres Erachtens“) und die Vorliebe für die Hilfszeitwörter dürfen, mögen, wollen („wir finden jedoch, an den Vorschlägen . . . sollten zwei Aenderungen angebracht werden, die geeignet sein dürften, die Bestimmungen als annehmbar erscheinen zu lassen“); ferner die Macht der Ueberlieferung und die Vorliebe für altertümliche Formeln und Fremdwörter, auch für die Weglassung des Artikels bei lateinischen Fremdwörtern (das Lateinische hatte keinen Artikel): Refurrent stellt fest (statt: der Ref. . .). Dem staatlichen Hoheitsgedanken entspringt die Würde und Getragenheit der Amtssprache, besonders ihre Vorliebe für das Hauptwort und zwar besonders für Wörter auf -ung („der Bundesrat hat seine Beschlüsse vom . . . über die Bedingungen und zu erfüllenden Formalitäten zur Erlangung der im Gesetze vom . . . vorgesehenen Bewilligung zur Einbürgerung von Fremden in der Schweiz und den Verzicht auf das Schweizerbürgerrecht ergänzt“). Gerade hier tadelt der Verfasser, daß dabei Klarheit und Uebersicht leicht verloren gehen, während doch gerade die Sprache des Staates allgemein verständlich sein sollte. Angelegenheiten werden nicht erledigt, sondern sie „gelangen zur Erledigung“. Hieher gehört auch die Vorliebe für lange und zerdehnte Wortformen (verausgaben statt ausgeben, welder letzterer für der u. f. w.) und für Zusammenfügungen (Steuerenthebungsentscheid, Grundbucheintragungsverweigerung). Auffallend ist, daß die mundartlichen Einflüsse sehr selten sind (bereits für beinahe). Im 2. Teil wird eine reiche Fülle von Beispielen, grammatisch-stilistisch geordnet, vorgeführt.

Allerlei.

Bildungsdeutsch. Der Vorsitzende einer kantonalen Lehrersynode erwähnt in seinem Eröffnungswort auch die Bestrebungen auf „Dezentration“ der Mittelschule. Wie macht man das? Gemeint war die Gründung von Mittelschulen auf dem Lande; der gute Mann wollte sagen Dezentralisation. De bedeutet: weg, con: zusammen, also genau das Gegenteil. Auch bei einem Doctor philosophiae ist diese Gampfi schon beobachtet worden. Aber auch in der Muttersprache kommen derlei Anschaulichkeiten gelegentlich vor: „ob der höchste Tiefstand der Markwährung nun erreicht ist, läßt sich nicht bestimmt beantworten“, stand kürzlich in einer Landzeitung. Dem Gebildeten begegnet dergleichen höchstens — im Lateinischen. Ein Dr. phil. erklärt bescheiden: Ich bin kein treibendes Agens (agens heißt nämlich: treibend). Recht beliebt ist in Reden, die unsere Ratsherren etwa auf dem Lande halten, der ungenau volkstümliche Ausdruck in nuce, der unserm „im Kerne“ entspricht (nux, franz. noix, die Nuß). J. B. „die Schweiz ist ein Völkerbund in nuce“ (aber dieser Kern ist gesund!); reizend ist es dann, wenn ein Dr. med. erklärt: „Hier haben wir in nuce den Kern der ganzen Bewegung“ oder ein Dr. jur. in deutscher Rede das lateinische Wort italienisch ausspricht: in nutsche!